
Barbara Potthast

Sklavenfamilien: ein Forschungsüberblick

1. Die Debatte um die Sklavenfamilie

Sklaverei und Familie, sind das nicht zwei sich gegenseitig ausschließende Phänomene? Der Sklave oder die Sklavin, ein Stück Ware (*pieza de indias*), ihrer Herkunftsfamilie entrissen, in eine fremde Umgebung verfrachtet und dort nach Belieben und ohne Rücksicht auf Beziehungen zu anderen verkauft – wie kann unter solchen Bedingungen eine Familie entstehen?

Heutige Familienstrukturen in der Karibik scheinen dieser These recht zu geben, denn alle karibischen Staaten, gleich ob sie unter englischer, französischer oder spanischer Kolonialherrschaft gestanden hatten, zeichnen sich durch einen hohen Prozentsatz alleinstehender Frauen und nicht-ehelicher Geburten aus.¹ Ist dies nicht der deutlichste Beweis dafür, daß das System der Sklaverei die Familien der Schwarzen zerstört hat? Und ist es dann nicht gar als ein Akt der Rebellion gegen dieses System anzusehen, wenn Sklaven dennoch Familien oder stabile Beziehungen schufen?²

Die These, daß das Sklaverei-System die Hauptursache für die „anormalen“ Familienstrukturen der meisten Schwarzen in der Neuen Welt darstelle, stand am Beginn des wissenschaftlichen Diskurses über die *Negro-Family*, wie sie damals auch in den USA noch genannt wurde. Sie wurde bis in die siebziger Jahre weitgehend von Soziologen und Anthropologen geführt, während sich die Historiker erst spät in die Debatte einschalteten. Die „Sklaverei-These“ wurde erstmals von F. E. Frazier in seiner Studie über die schwarzen Familien in den USA formuliert³, wie denn auch die ersten Studien über die karibischen Sklavenfamilien⁴ sich vorwiegend mit der britischen

1 In der englischsprachigen Karibik betrug der Anteil der konsensualen Beziehungen an allen Bindungen in den achtziger Jahren zwischen 24 Prozent und 44 Prozent, die Illegitimitätsraten lagen zwischen 50 Prozent und 84 Prozent. In der Dominikanischen Republik und Kuba lagen erstere um die 20 Prozent, letztere in der Dominikanischen Republik bei etwa 60 Prozent (für Kuba lagen mir keine Zahlen vor).

2 M. Craton, *Changing Patterns of Slave Families in the British West Indies*, in: *Journal of Interdisciplinary History*, X (1979) 1, S. 1-35; J. Jones, „My Mother Was Much of a Woman“: *Black Women, Work and the Family under Slavery*, in: *Feminist Studies* 8 (1982), S. 235-269, hier S. 258; B. Bush, *The Family Tree Is Not Cut: Women and Resistance in Slave Family Life in the British Caribbean*, in: *Resistance: Studies in African, Caribbean and Afro-American History*, hrsg. von G. Y. Okibiro, Amherst 1986, S. 117-132; dies., *Slave Women in Caribbean Society, 1650-1838*, Bloomington/Indianapolis 1974.

3 F. E. Frazier, *The Negro Family in the United States*, Chicago 1939.

4 Für Brasilien begann die Debatte um die Zusammenhänge zwischen Familienstrukturen und Sklaverei ebenfalls in den dreißiger Jahren mit dem Werk von G. Freyre, *Herrenhaus*

Karibik beschäftigten. Zu diesem Raum legten M. und F. Herskovits 1947 die erste grundlegende Studie vor.⁵

Die Herskovits hatte in ihrer Studie über Trinidad allerdings neben der Sklaverei noch einen anderen, ihrer Meinung nach entscheidenden Faktor, für die vorgefundenen Familienstrukturen ausgemacht, das afrikanische Erbe. Ausgehend von der Annahme, die meisten Sklaven stammten aus Westafrika, wo aufgrund polygener Familienstrukturen Frauen zumeist einen eigenen Haushalt führen, sahen sie in den Mutter-Kind-Familien eine Fortführung matrifokaler Traditionen des Herkunftslandes.

Die Historiker nahmen sich dieser Thematik jedoch zunächst nicht an, auch wenn etwa zum gleichen Zeitpunkt Frank Tannenbaum einen Vergleich der Sklavensysteme unternahm, die ihn zu dem Schluß führte, daß es im Hinblick auf die philosophisch-religiöse Beurteilung der Sklaven als Person bzw. als „*chattel*“ sowie im Hinblick auf das Rechtssystem eine Abstufung gab, in der die nordeuropäischen Sklavenhalter (England, USA, Niederlande, Dänemark) den Schwarzen am wenigsten Persönlichkeitsrechte zubilligten, während die lateinischen, vor allem die ibero-amerikanischen Sklavenhalter wesentlich humaner gewesen seien.⁶ Dies hätte eigentlich auch zu einer Überprüfung der „Sklavereithese“ von Frazier führen sollen, denn die Tatsache, daß es sich bei den beiden erwähnten Studien von Frazier

und Sklavenhütte. Ein Bild der brasilianischen Gesellschaft, Köln/Berlin 1965. Ich werde mich in diesem Aufsatz auf den karibischen Raum beschränken, da hier die Diskussion am weitesten fortgeschritten ist und eine Einbeziehung Brasiliens oder Hispano-Amerikas mit ihren jeweils spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen den Rahmen eines Aufsatzes bei weitem sprengen würde.

5 M. und F. Herskovits, *Trinidad Village*, New York 1947.

6 Diese Debatte wurde offenbar auch schon im 18. Jahrhundert geführt, wie Alexander von Humboldt andeutet, der jedoch sogleich auf die Problematik des Vergleichs aufmerksam macht, indem er bemerkt: „Nirgends muß eine Europäer sich mehr schämen, ein solcher zu sein als auf den [karibischen] Inseln, seien es französische, seien es englische, seien es dänische, seien es spanische. Sich darüber streiten, welche Nation die Schwarzen mit mehr Humanität behandelt, heißt, sich über das Wort Humanität lustig machen und fragen, ob es angenehmer ist, sich den Bauch aufschlitzen zu lassen oder geschunden zu werden, heißt fragen, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Peru als in Venezuela verübt haben, ob die Spanier mehr Grausamkeiten in Amerika als die Engländer und die Franzosen in Ostindien verübt haben!“ Vgl. A. von Humboldt, *Lateinamerika am Vorabend der Unabhängigkeitsrevolutionen. Eine Anthologie ... aus seinen Reisetagebüchern*, Berlin 1982, S. 66. Zu der Debatte in der historischen Forschung vgl. F. Tannenbaum, *Slave and Citizen*, New York 1946. Dieser Befund wurde in den sechziger Jahren von Klein bestätigt: H. S. Klein, *Slavery in the Americas. A Comparative Study of Virginia and Cuba*, Chicago 1967. Auch andere Autoren haben vor allem in den sechziger Jahren diesen Ansatz kritisiert, letztlich jedoch ist das Faktum der regionalen und zeitlichen Unterschiede nicht zu leugnen. Seit Genovese (E. D. Genovese, *The Political Economy of Slavery*, New York 1965) sehen die meisten Autoren jedoch weniger religiöse oder kulturelle Strukturen als ausschlaggebenden Faktor hierfür an als vielmehr die unterschiedlichen Ziele der jeweiligen Kolonialimperien und die daraus resultierenden ökonomischen Zwänge der jeweils anders strukturierten Wirtschaftssysteme.

und den Herskovits um Forschungen zum ehemals britischen Kolonialreich handelte, ist insofern von Bedeutung, als hier – im Gegensatz zum ibero-amerikanischen Recht – die Gesetzgebung tatsächlich Eheschließungen zwischen Sklaven verbot. Unseres Wissens war es für die lateinamerikanische Historiographie einmal mehr Richard Konetzke, der sich als erster die Frage nach der Sklavenfamilie in Hispanoamerika aufgegriffen hat. Entsprechend seiner vorwiegend auf die koloniale Gesetzgebung ausgerichteten Forschungen, konstatierte er eine Politik, die Heiraten von Sklaven sowohl aus religiösen als auch aus politischen Gründen geradezu förderte. Er folgerte daraus eine größere Verbreitung von Ehen und Familien unter den Schwarzen als bislang angenommen. Gleichzeitig wies er darauf hin, daß die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen Sklaven lebten, auch ihre Familienstrukturen beeinflußt haben dürften.⁷ Im selben Jahr erschien denn auch eine der ersten wichtigen historischen Arbeiten, die sich mit dem Thema befaßte: *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba* von Verena Martínez-Alier.⁸

Diese Arbeit hatte sich jedoch inzwischen mit einer Reihe von weiteren Thesen zu den Ursachen der Familienstrukturen in der Karibik auseinandergesetzt. Die Soziologie und Kulturanthropologie hatten die historisch argumentierende Linie von Frazier und Herskovitz in den fünfziger und sechziger Jahren aufgegeben und statt dessen nach funktionalen Erklärungen gesucht, die sich im wesentlichen auf die aktuelle Situation bezogen. Dies führte dazu, daß die Geschlechterbeziehungen und Familienstrukturen überhaupt erst einmal genauer untersucht wurden und man feststellte, daß sich hinter der hohen Anzahl von ledigen Müttern und nicht institutionalisierten sexuellen Beziehungen nicht unbedingt Zügellosigkeit und Amoralität verbargen, wie es aus europäischer Sicht schien, sondern daß dem Verhalten der farbigen Unterschichten andere Moralkodices zugrunde lagen.⁹ Damit kam jedoch die Klassenlage als entscheidender Faktor in die Debatte und es entwickelte sich ein weiterer Erklärungsansatz, der im wesentlichen ökonomisch argumentierte. Kurz zusammengefaßt besagt er, daß in einer Gesellschaft, die durch Niedriglohnökonomie gekennzeichnet ist, und Plantagen mit ihrem hohen Bedarf an unqualifizierten billigen Arbeitskräften gehören dazu, der Mann in den Unterschichten ökonomisch und damit auch sozial marginalisiert wird. Im Hinblick auf die Familie bedeutet dies, daß der Mann seiner Rolle als Ehemann und Vater, die im wesentlichen in der wirtschaftlichen Existenzsicherung gesehen wird, nicht oder nur sehr einge-

7 R. Konetzke, Die Sklavenfamilie im kolonialen Hispanoamerika, in: Bulletin de l'Institut Historique Belge de Rome, Bd. XLIV (Miscellanea Charles Verlinden), Brüssel/Rom 1974, S. 321-334.

8 V. Martínez-Alier [i.e. V. Stöckel], *Marriage, Class and Colour in Nineteenth-Century Cuba. A Study of Racial Attitudes and Sexual Values in a Slave Society*, Cambridge 1974.

9 Vgl. vor allem die Arbeiten von R. T. Smith, *The Negro Family in British Guiana: Family Structure and Social Status in the Villages*, London 1956.

schränkt nachkommen kann. Damit verliert er nicht nur an Prestige, sondern auch seine Funktion innerhalb der Familie.¹⁰ In diesem ökonomischen Kontext werden häufig weitere Argumente angeführt wie z.B. dasjenige, eine Eheschließung sei zu teuer. Dies wird jedoch von vielen Autoren seit längerem als wenig überzeugend angesehen.¹¹ Wichtiger ist sicherlich das von Angelina Pollack-Eltz aufgrund vergleichender Studien in Venezuela beobachtete Phänomen, daß die Arbeitsorganisation eine wichtige Rolle für die Ausformung und Stabilität von Familienstrukturen spielt. Bäuerliche Wirtschaften erfordern im allgemeinen ein hohes Maß an Kooperation zwischen Mann und Frau, und in diesen Regionen fanden sich die niedrigsten Anteile an Konkubinat und alleinstehenden Frauen, im Gegensatz zu denjenigen Regionen, in denen Saison- und Tagelöhnerarbeit sowie Squatter-Wirtschaft und Minifundismus dominieren.¹²

Als zusätzliches Argument, das ebenfalls durch Forschungen zur britischen Karibik ins Blickfeld geraten war, kam der Frauenüberschuß hinzu. Nach der Stagnation bzw. dem völligen Zusammenbruch der Zuckerrohrindustrie auf mehreren Inseln der britischen Karibik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es dort zu einer Massenmigration vor allem junger Männer auf die Bananenplantagen Zentralamerikas oder die noch boomenden Zuckerrohrplantagen Kubas. Auch für andere karibische Inseln läßt sich dieser Trend bis heute beobachten¹³, wenn auch die wenigsten Forscher diesem demographischen Argument einen alleinigen Erklärungswert zusprechen wollen.¹⁴

Die Historische Forschung hat die Diskussion in den letzten zwei Jahrzehnten um zwei weitere Argumente bereichert: dasjenige der sozialen Ungleichheit in einer auf rassisch-ethnischen Schichtungskriterien beruhenden Gesellschaft (Martinez-Alier), sowie den Einfluß der Religion und der staatlichen Institutionen (Ortmayr). Martinez-Alier führt in ihrer Studie zu Kuba im 19. Jahrhundert die hohe Anzahl nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften unter anderem auf das 1776/78 bzw. 1805 erlassene Verbot der Eheschließung von Personen adliger oder „reiner“ Abstammung (*limpieza de sangre*) mit Farbigen zurück. Diese habe eine legale Verbindung in vielen Fällen

10 Smith, *The Negro Family in British Guiana* (Anm. 9); N. Götz, *Familie und Matrifokalität in der Karibik*, Saarbrücken/Fort Lauderdale 1986, S. 97-104. Vgl. auch N. Ortmayr, *Die Familie im Spannungsfeld von Religion, Ökonomie und Politik: Trinidad 1838-1990*, unveröff. Habilitationsschrift, Salzburg 1996, S. 11-35, wo sich ein guter Überblick über die Debatte über die „Negro-Family“ findet.

11 Vgl. Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 24-26.

12 A. Pollack-Eltz, *The Negro Family in Venezuela*, Wien 1973, und dies., „The Family in Venezuela“, in: M. S. Das/C. J. Jesser (Hrsg.), *The Family in Latin America*, Sahibabad (Indien), 1980, S. 12-45.

13 Vgl. A. Marino, *Family, Fertility, and Sex Ratio in the British Caribbean*, in: *Population Studies* 24 (1970) 2, S. 159-172, hier S. 163; M. W. Bingham/S. H. Gross, *Women in Latin America*, Bd. I: *From Pre-Columbian Times to the 20th Century*. Bd. II: *The 20th Century*, St. Louis Park 1985, Bd. II, S. 67f.

14 Vgl. Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 26-28.

verhindert. Vor allem aber sei es für Frauen aus der Unterschicht häufig prestigeträchtiger und oft auch wirtschaftlich vorteilhafter gewesen, ein Konkubin mit einem sozial höher stehenden, d.h. zumeist hellhäutigeren, Mann einzugehen als eine Ehe mit einem Farbigen.¹⁵

Norbert Ortmayr hingegen kam durch einen Vergleich der Schwarzen Bevölkerung sowie der indischen Kontraktarbeiter auf Trinidad zu der Überzeugung, daß die geringe Durchsetzung christlicher Moral- und Familienideale aufgrund fehlender Missionsanstrengungen einen Schlüssel zur Erklärung biete. In einer Gemeinschaft, die weder negative noch positive Sanktionen im Hinblick auf die Eheschließungen kennt und wo das konjugale Band auch religiös wenig verankert ist, wie im Falle der Farbigen in Trinidad, finden sich – unter ansonsten gleichen ökonomischen und rechtlichen Bedingungen – völlig andere Familienstrukturen als bei der indischen Bevölkerung derselben Insel, die ihre aus der Heimat mitgebrachten strengen familiären Traditionen bewahrt hat.¹⁶ Von anthropologischer Seite ist darüber hinaus darauf hingewiesen worden, daß es möglicherweise wenig sinnvoll ist, die afro-amerikanischen Strukturen anhand europäischer Familienvorstellungen zu beschreiben, sondern daß eine Analyse von Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb des Plantagensystems zu besseren Ergebnissen führen könnte.¹⁷

Versuchen wir die verschiedenen Ansätze noch einmal zusammenzufassen, so finden wir auf der einen Seite die wesentlich ökonomischen Erklärungen wie Niedriglohnökonomie, Migration und Arbeitsorganisation, auf der anderen sozio-kulturelle Interpretationsmuster, die auf die rechtlichen und institutionellen wie auch auf die religiösen und mentalen Bedingungen rekurrieren, also das System der Sklaverei, die Rolle der Religion und des Staates aber auch des kulturellen Erbes sowohl von afrikanischer als auch von europäischer Seite her.¹⁸

15 Martínez-Alier, Marriage (Anm. 8).

16 Ortmayr, Familie (Anm. 10), sowie ders., Partielle Institutionalisation christlich-europäischer Ehe- und Familienformen in der englisch-sprachigen Karibik (19. und 20. Jahrhundert), in: B. Poththast (Hrsg.), Familien und Kolonialismus (im Druck). – Die Autorin dieses Aufsatzes hat an anderer Stelle die Bedeutung dieses Faktors für Paraguay, das sich durch ähnliche Familienstrukturen auszeichnet, ebenfalls hervorgehoben. Vgl. The Ass of the Mare and other Scandals Marriage and Extramarital Relations in 19th Century Paraguay, in: *Journal of Family History*, 16 (1991) 3, S. 215-239, sowie dies., La moral pública en Paraguay: Iglesia, Estado y relaciones ilícitas en el siglo XIX, in: P. G. Aizpuru/C. R. Romero (Hrsg.), Familia y vida privada en la historia de Iberoamérica, México 1996, S. 133-159.

17 K. Fog Olwig, Finding a Place for the Slave Family: Historical Anthropological Perspectives, in: *Folk* 23 (1981), S. 345-358.

18 Letzteres bezieht sich auf den von Tannenbaum und später von Klein weitergeführten Ansatz, die unterschiedlichen Ausprägungen der Sklaverei in den verschiedenen Kolonialsystemen sowohl mit der Religion (Katholizismus/Protestantismus) als auch mit den jahrhundertelangen Erfahrungen mit Sklaverei auf der iberischen Halbinsel – im Gegensatz zum übrigen Europa – zu erklären (vgl. Anm.6).

2. Anatomie der Sklavenfamilie

Wie stellt sich das Bild der Sklavenfamilie und die Bedeutung der genannten Faktoren nun nach beinahe zwanzig Jahren Forschung dar? Zunächst einmal ist festzuhalten, daß die ursprüngliche Annahme, Sklaverei und Familie hätten sich ausgeschlossen, inzwischen widerlegt ist. Vor allem die Arbeiten von Higman und Craton haben deutlich gemacht, daß „*although polygyny and other African practices persisted, the nuclear, two-headed household was extremely common among the African-born as well as Creole slaves. More remarkably, single-headed maternal households were in a minority [...] save for the towns.*“¹⁹ Allerdings ist auch deutlich geworden, daß die Größe der Betriebseinheit und die Intensität der Plantagenarbeit eine wichtige Rolle spielten, man also sowohl regional als auch zeitlich differenzieren muß. Unsere Vorstellung von der Sklaverei ist im wesentlichen geprägt von der Zeit der sogenannten „Zuckerrevolution“, die etwa vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für die britische Karibik, für Kuba noch darüber hinaus, währte. Es ist zugleich die Zeit des intensivsten Sklavenhandels, doch gilt es zu bedenken, daß selbst in dieser Zeit auf einigen Inseln eher Baumwolle und Tabak in kleineren ökonomischen Einheiten produziert wurden.

Beginnen wir mit einer Beschreibung des Geschlechterverhältnis, den Siedlungsmustern und der Familienstruktur, um uns anschließend erneut der Frage nach ihren Gründen zuwenden: Sollte, wie oft behauptet, die überwiegende Zahl der Sklaven männlich gewesen sein, so läge hier bereits ein erster Grund für die die Seltenheit von Familiengründungen. Untersuchungen sowohl für die britische als auch für die französische und spanische Karibik haben ergeben, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter in etwa demjenigen des von Sidney Mintz aufgestellten Zuckerzyklus folgt: Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war es relativ ausgeglichen, während des Zuckerbooms im 18. Jahrhundert dominierten eindeutig männliche Sklaven, und erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als der Handel schwierig wurde und die Pflanzer eine natalistische Linie einschlagen mußten, glichen sich die Zahlen wieder an. Entsprechend der späteren Entwicklung der Zuckerrohrproduktion folgte die spanische Karibik diesem Trend ein wenig später und wies insgesamt weniger weibliche Sklaven auf.²⁰

Über die Auswirkungen dieses demographischen Verhältnisses auf die Familienstrukturen ist sich die Forschung jedoch nicht einig. Während Gautier am Beispiel einer Plantage auf Saint Domingue das eindeutige Verschwinden von Ehen unter Sklaven im 18. Jahrhundert konstatiert, stellt

19 Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 2.

20 M. Morrissey, *Slave Women in the New World: Gender Stratification in the Caribbean*, Lawrence 1989, S. 32-45; A. Gautier, *Les sœurs de solitude*, Paris 1985, S. 80; R. B. Sheridan, *Doctors and Slaves. A Medical and Demographic History of Slavery in the British West Indies, 1680-1834*, Cambridge 1985, S. 241.

Morrisey fest: „*When there were more males, in the eighteenth century, nuclear families were proportionately no more or less common than at other times; nor were they less so when women became the majority.*“²¹ Allerdings stellt auch Gautier fest, daß sich in dieser Zeit die Erfassung der Sklaven änderte. Während man sie vorher nach Familien gruppiert hatte, wurden sie jetzt nach Geschlechtern getrennt aufgelistet, wobei die Kinder entweder mit der Mutter oder separat registriert wurden. Es könnte also eher ein Quellenproblem vorliegen, und tatsächlich hat Higman in einer Untersuchung einer Plantage auf Barbados nachweisen können, daß viele als alleinlebende oder als Mutter-Kind-Einheiten gezählte Sklavinnen tatsächlich Partner hatten, die auf anderen Plantagen lebten. Erzählenden Quellen zufolge betrachteten sich diese dennoch als verheiratet.²² Noch deutlicher wird dies in einer Untersuchung von Fog Olwig über die von den Dänen kolonisierte Insel St. John, auf der in der Zeit zwischen 1843 und 1845 etwa die Hälfte aller von den Mährischen Brüdern getauften Sklavenkinder Elternteile von zwei verschiedenen Plantagen aufwiesen. Auf größeren Plantagen reduzierte sich dieser Prozentsatz auf 30 Prozent.²³ Diese Erkenntnis relativiert auch unsere Daten über die Matrifokalität der Sklavenfamilien, obwohl letztere Daten zunächst nur etwas über das Sexualverhalten und noch wenig über Familienstrukturen aussagen.

Dieses Problem wird klarer, wenn man beachtet, daß das afrikanische Familiensystem wesentlich auf extensiven Familienbeziehungen basierte, in denen die Partnerbeziehung nicht immer die wichtigste Rolle spielte. Daher hatte man zunächst angenommen, daß die Gründung von Kernfamilien als Ausdruck der Kreolisierung und Modernisierung, also der Anpassung an das europäisch dominierte Kolonialsystem, interpretiert werden kann. Higman stellte in einer Untersuchung über Trinidad allerdings fest, daß aus Afrika importierte Sklaven nicht weniger dazu neigten, Kernfamilien zu gründen, als die kreolischen Sklaven, bei denen er in höherem Maße polygame Strukturen feststellte.²⁴ Seine Erklärung hierfür ist folgende: Da die meisten afrikanischen Sklaven durch Verkauf, hohe Mortalität und hohe Männlichkeitsraten nicht in der Lage waren, die aus Afrika radierten Normen in der Neuen Welt zu praktizieren, gründeten sie, soweit möglich, Kernfamilien. Die zweite Generation schaffte es dann aber häufiger, Großfamilienstrukturen innerhalb der Plantage aufzubauen und z.T. auch polygam zu leben. Dies gelang vor allem dort, wo innerhalb der Plantage Grundstücke zur Selbstversorgung vorhanden waren. In der Stadt führte es dagegen eher zu Mutter-

21 Gautier, *Les sœurs* (Anm. 20), S. 80f.; Morrisey, *Slave Women*, 44 (Anm. 20).

22 Higman, *Slave Populations of the British Caribbean, 1807–1834*, Baltimore 1984, S. 369; Morrisey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 85.

23 Fog Olwig, *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350f.; dies., *Women, 'Matrifocality' and Systems of Exchange: An Ethnohistorical Study of the Afro-American Family on St. John, Danish West Indies*, in: *Ethnohistory* 28 (1981) 1, S. 59–81.

24 B. W. Higman, *African and Creole Slave Family Patterns in Trinidad*, in: *Journal of Family History* 3 (1978) 2, S. 163–180.

Kind Einheiten.²⁵ Der Blick auf nur eine Plantage trägt jedoch, wie die Untersuchungen von Fog Olwig gezeigt haben. Nicht nur kam es zu einer Reihe von sexuellen Kontakten und Partnerschaften über die Grenzen einer einzelnen Plantage hinweg, sondern durch dieses System entstanden auch Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen Plantagen, die in vielen Fällen hilfreich sein konnten. Auf der eigenen Plantage konnte man im täglichen Leben auf die mütterliche Verwandtschaft (Brüder, Onkel, Tanten, Cousinen) zurückgreifen, die väterliche Verwandtschaft hingegen wurde bei besonderen Gelegenheiten aktiviert, so z.B. wenn es wegen Dürre auf der eigenen Plantage zu Versorgungsproblemen kam, oder aber wenn es galt, einen entlaufenen Sklaven zu verstecken.²⁶ Die Mutter-Kind-Einheiten konnten somit auf ein größeres Netzwerk von Verwandten zurückgreifen, die allerdings nicht im selben Haushalt lebten. Die Rolle des Mannes innerhalb dieser matrifokalen Strukturen war daher auch weder unwichtig noch schwach, nur erstreckte sie sich nicht unbedingt auf seine eigenen Kinder und deren Mutter.

Zusammenfassend kann man davon ausgehen, daß sich im Laufe des 18. Jahrhunderts eine Zweiteilung herausbildete: Auf der einen Seite standen kleine Plantagen mit wenigen Sklaven, die stabile, sich selbst reproduzierenden Kernfamilien ermöglichten, auf der anderen intensiv bewirtschaftete Zuckerrohrplantagen, in denen die – zumeist männlichen – Sklaven in barackenartigen Siedlungen lebten und aufgrund des unausgeglichenen Geschlechterverhältnisses sowie der schlechten Lebensbedingungen die Reproduktionsrate niedrig war. Dieses Schema verdeutlicht allerdings auch, daß wir im Grunde sehr viel stärker chronologisch unterscheiden müßten. Leider liegen für die britische Karibik gute Zahlen und Untersuchungen nur für die Hochzeit der Zuckerrevolution zu Beginn des 19. Jahrhundert vor, so daß wir die früheren Familienstrukturen nicht erfassen können. Narrative Quellen sowie einige Daten aus der französischen und dänischen Karibik legen jedoch die Annahme nahe, daß in der Frühphase sowie dem 19. Jahrhundert die Möglichkeiten der Sklaven, sowohl Kernfamilien als auch polygame Familien zu gründen, sehr viel besser waren.²⁷ Im 19. Jahrhundert hingegen lag durch das absehbare Ende des Sklavenhandels sowie eine andere Mentalität die Gründung von Familien und höhere Reproduktion auch im Interesse der Pflanzer. Daran wird deutlich, wie sehr die Verschlechterung der Lebenssituation der Sklaven durch die Intensivierung der Plantagenwirtschaft zur Veränderung ihrer Familienstrukturen beigetragen hat.

25 Higman, *African and Creole Slave Family* (Anm. 24), Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2).

26 Fog Olwig, *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350-52, und dies., „Women, ‘Matrifocality’“ (Anm. 23), S. 66f.

27 Gautier, *Sœurs* (Anm. 20), S. 62ff., Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 88f.; Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 28-30.

3. Sklavenleben im familiären Kontext

Wie haben wir uns nun das Leben einer Sklavenfamilie auf einer Plantage des frühen 19. Jahrhunderts vorzustellen?²⁸ Die Größe der Hütten variierte von Insel zu Insel, hing aber auch von der Intensität der Plantagenwirtschaft ab. Zumeist handelte es sich um strohgedeckte Holzhütten mit Fußböden aus gestampfter Erde, woraus eine Reihe von hygienischen Problemen resultieren konnte. Diese Häuser konnte sowohl von Kernfamilien als auch von mehreren Familien bewohnt sein. Auf Kuba und den französischen Antillen dominierten vor allem im 19. Jahrhundert in Zuckerboomregionen *barracones*, große Häuser, in denen jede Familie einen Raum bewohnte. Der Zugang zu diesen Baracken war für Männer und Frauen getrennt. Eine andere Variante war die Gruppierung mehrerer Hütten in einem Rondell, die dann über eine gemeinsame Küche verfügten. Vor allem mit der Intensivierung der Plantagenwirtschaft stieg die Tendenz, die Versorgung und Kinderbetreuung kollektiv zu organisieren. Ältere oder kränkliche Frauen wurden abgestellt, um diese Aufgaben zu übernehmen, während alle anderen, und zunehmend auch Kinder, Feldarbeit zu leisten hatten.²⁹

Die Beschaffung der Verpflegung für die Sklaven war ebenfalls zeitlichen und regionalen Veränderungen unterworfen. Auf den kleineren Plantagen erhielten die Sklaven im allgemeinen sogenannte Küchengärten, wo sie Gemüse und Haustiere halten und sich so selbst versorgen konnten. Hinzu kamen gelegentliche Rationen an Dörrfleisch oder Fisch. Dies führte schon bei kleinen, eigentlich nur zur Subsistenz geeigneten Grundstücken dazu, daß die Sklaven untereinander ihre Produkte austauschten oder verkauften. Häufig erhielten die sie auch etwas größere Grundstücke, mit deren Hilfe sie sich allerdings völlig selbst versorgen sowie die Möglichkeit erhalten sollten, etwas dazu zu verdienen. Selbstredend wurde dies häufig nicht beachtet, so daß die Grundstücke maximal zur Selbstversorgung reichten, und die Pflanzer meinten, auf weitere Verpflegung ihrer Sklaven verzichten zu können. Im 18. Jahrhundert dagegen fanden es viele Plantagenbesitzer offenbar wirtschaftlicher, alles zu importieren – Lebensmittel, Maschinen und auch neue Sklaven, wenn die alten an Mangelernährung, Krankheiten und Überarbeitung gestorben waren. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem aber nach dem Verbot des Sklavenhandels setzte hier ein Umdenken

28 Dieser Abschnitt folgt im wesentlichen den Ausführungen von M. Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 46-61.

29 Vgl. R. B. Sheridan, *Strategies of Slave Subsistence*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wage Slaves: Dynamics of Labour Bargaining in the Americas*, London/Kingston/Bloomington 1995, S. 48-67, sowie die recht anschaulichen Beschreibungen der Feldarbeit, gerade auch von Frauen, bei B. Moitt, *Women, Work and Resistance in the French Caribbean during Slavery, 1700-1848*, in: V. Sheperd/B. Brereton/B. Bailey (Hrsg.), *Engendering History. Caribbean Women in Historical Perspective*, London/Kingston 1995. Zahlen zur Entwicklung des Frauenanteils an den Feldarbeitern für Jamaica finden sich bei Sheridan, *Doctors and Slaves* (Anm. 20), S. 240.

ein. Angesichts steigender Preise bzw. Nachschubschwierigkeiten, aber auch philanthropischer Überlegungen, achtete man nun stärker auf die Gesundheit und Versorgung der Sklaven, um ihre Lebensdauer und Reproduktion zu steigern. Im 19. Jahrhundert reichten die meisten Grundstücke offenbar aus, um eine fünfköpfige Familie zu ernähren und dieser noch einige Überschüsse zum Verkauf auf den lokalen Märkten zu lassen. Damit wurde es vor allem den Sklaven in der spanischen Karibik, die die höchsten Raten an Freigelassenen aufwies, ermöglicht, sich nach einiger Zeit die Freiheit zu kaufen (*coartación*).³⁰ Gleichzeitig förderte dies auch die Ausbildung einer Hierarchie unter den Sklaven, die sich z.T. gegenseitig für verschiedene Arbeiten anheuertem bzw. solche, die nur ein sehr kleines Stück Land zur Verfügung hatten, zwangen, sich bei anderen wohlhabenderen Sklaven zu verdingen.

Dies führt zu der Frage, nach welchen Kriterien die Grundstücke verteilt wurden und ob es z.B. geschlechtsspezifische Unterschiede gab. Theoretisch existierten sie nicht, aber es gibt Hinweise, daß sowohl die Pflanzler als auch die Sklaven selbst die Gesetze so auslegten, daß Frauen ein kleineres Grundstück zustand und daß die Kontrolle über das gesamte Land im Falle von Familien dem Mann zustand. Die Rodung der Grundstücke war im allgemeinen Angelegenheit der Männer, während die Frauen das Land bearbeiteten. Auf Martinique hatte sich die Sitte herausgebildet, daß an den freien Tagen die Frauen das Land bestellten, während sich die Männer irgendwo gegen Lohn verdingten. Welche Auswirkungen diese Arbeitsteilung auf das Geschlechterverhältnis hatte, ist umstritten. Patterson vertritt die Auffassung, daß die Frauen durch die Verfügung über das Land und dessen Produkte eine gewisse Unabhängigkeit erhielten, die es für sie wenig sinnvoll erscheinen ließ, noch einen Mann in den Haushalt zu holen. Damit hätte diese Arbeitsteilung auch den matrifokalen Haushalten Vorschub geleistet. Andererseits kann man eindeutig feststellen, daß in denjenigen Haushalten, in denen Männer lebten, diese dominierten, und Mintz bezweifelt, daß Frauen tatsächlich eigene Versorgungsgrundstücke zugesprochen wurden.³¹ Wasern holen, kochen, die Hütte sauber halten etc., all dies war Sache der Frauen und ihrer kleinen Töchter. Ob ihnen dies vor allem unendlich viel Arbeit brachte, wodurch sie vor allem zur Erntezeit wohl kaum zum Schlafen kamen, oder ob damit auch Prestige erworben werden konnte, ist umstritten, wie dies ja auch für andere Gesellschaften kontrovers diskutiert wird. Überhaupt ist die Frage der Verhältnisse der Sklaven untereinander und innerhalb der Familien oder nicht-ehelichen Beziehungen ein Problem, über das wir aufgrund der Quellenlage kaum gesicherte Aussagen treffen können. Wir können aber vermuten, daß die Arbeit auf den eigenen Grundstücken sowie

30 Vgl. die Schätzungen über die möglichen Erträge dieser Grundstücke bei Morrissey, *Slave Women* (Anm.20), 52-55. Sheridan, *Slave Strategies* (Anm. 29), beurteilt die Situation kritischer.

31 Vgl. die Zusammenfassung der Diskussion bei Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 57-59 und 92f.

der Verkauf der dort geernteten Produkte oder des Fleisches den Sklaven nicht nur ein Stück Unabhängigkeit zeitlicher wie materieller Art gab, sondern auch Anlaß zu vielerlei Kontakten mit anderen Sklaven beiderlei Geschlechts – sowohl ihrer eigenen Plantage als auch derjenigen benachbarter. Hier spielten sich vermutlich auch die vielen sexuellen und familiären Kontakte über die Plantagengrenzen hinweg.³²

Nur eines kann man eindeutig konstatieren, daß mit zunehmender Intensität der Plantagenwirtschaft, die alle Sklaven, gleich ob Männer, Kinder oder Frauen völlig in den Produktionsprozeß einband und die Versorgung durch billiges Dörrfleisch und andere importierte Lebensmittel regelte, sowohl die Männer als auch die Frauen die wenigen Möglichkeiten, über Bearbeitung von Land oder Verkauf kleinerer selbstproduzierter Waren ihr Einkommen, ihren Status und ihre Autorität zu erhöhen, weitgehend verloren.

4. Die Familienstrukturen der Schwarzen und ihre Gründe

Welche Schlüsse können wir aus den angeführten Daten im Hinblick auf die Frage nach den Ursachen für die Familienstrukturen in der Karibik ziehen? Beginnen wir mit den ökonomischen Bedingungen: Das aufgezeigte Kontinuum von kleinen Produktionseinheiten, in denen stabile Kernfamilien dominierten bis hin zu fabrikmäßig organisierten Zuckerrohrplantagen mit zu meist alleinlebenden Männern und Frauen zeigt, daß die wirtschaftlichen Faktoren eine wichtige Rolle spielten. Dennoch können sie allein nicht ausschlaggebende Rolle gewesen sein, wie vor allem der Vergleich mit den indischen Familien auf Trinidad und in British-Guayana deutlich macht. „Klassenlage und Einkommensverhältnisse der Inder waren ähnlich, wenn nicht gar schlimmer als jene der Schwarzen, ihre Kultur der Ehe und Familie war jedoch eine völlig distinkte, gekennzeichnet durch vergleichsweise stabile Eheformen und eine starke Position des Ehemannes und Vaters in Familie und Haushalt.“³³

Das Geschlechterverhältnis kann in diesem Falle ebenfalls nicht herangezogen werden. Im Laufe der Jahrhunderte war es mehreren Schwankungen unterworfen, kehrte sich auf einigen Inseln sogar von einem Männer- zu einem Frauenüberschuß um, ohne daß sich an den Familienstrukturen wesentliches geändert hätte.³⁴ Natürlich hatte es gewisse Auswirkungen, aber ein linearer Zusammenhang von zahlenmäßigem Geschlechterverhältnis und

32 Fog Olwig, *Women, 'Matrifocality'* (Anm. 23), S. 66-71; dies., *Finding a Place* (Anm. 17), S. 350-353; sowie M. Mullin, *Slave Economic Strategies: Food, Market & Property*, in: M. Turner (Hrsg.), *From Chattel Slaves to Wage Slaves* (Anm. 29), S. 68-78, hier 72.

33 Ortmayr, *Familie* (Anm. 10), S. 33.

34 Morissey, *Slave Women* (Anm. 20), S. 32-45. Auf den meisten Inseln hat sich das Verhältnis zudem nach dem Ende des Sklavenhandels ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgeglichen, kann also ab diesem Zeitpunkt nicht mehr ursächlich sein für matrifokale Strukturen.

Ehestrukturen verkennt die Komplexität der Geschlechterrelation. Zudem ist ein solcher Zusammenhang nicht nachweisbar.

Die Arbeitsökonomie ist sicherlich ebenfalls nicht unwichtig, wie die Korrelation mit der Intensität der Plantagenwirtschaft beweist, doch gibt es auch hier Gegenbeispiele aus anderen Regionen, in denen trotz des Zwangs zur Kooperation von Mann und Frau der Verheiratetenanteil relativ niedrig liegt.³⁵

Müssen wir damit den politisch-kulturellen Faktoren doch einen entscheidenden Stellenwert zumessen? Beginnen wir zunächst noch einmal mit der „Sklaverei-These“, deren Fragwürdigkeit bereits mehrfach angedeutet wurde. Sicherlich haben Sklavenhandel und -gesetzgebung auf die Familienbeziehungen eingewirkt, aber allein die Tatsache, daß die Abschaffung der Sklaverei auf den meisten karibischen Inseln nun schon eineinhalb Jahrhunderte zurückliegt, lassen den Wert dieser Erklärung zweifelhaft erscheinen. Auch ein Vergleich mit den USA, wo die schwarze Bevölkerung bis zur Mitte unseres Jahrhunderts eher niedrige Illegitimitätsraten und Mutter-Kind-Einheiten aufwies, relativieren den Einfluß der Sklaverei als solcher.

Gerade anhand dieses Vergleiches gewinnt die von Ortmayr angeführte Rolle der Kirche und Religion an Plausibilität. Wie anders erklärt sich sonst die Tatsache, daß die nordamerikanischen Sklaven nach der Emanzipation ihre Beziehungen zumeist kirchlich absegnen ließen, die karibischen Sklaven jedoch nicht. Auch der Unterschied zwischen der indischen und der schwarzen Bevölkerung Trinidads ist nur so hinreichend verständlich, denn die britischen Priester und Missionare hatten sie kaum um die schwarze Unterschicht gekümmert.³⁶

Sollte es daher doch eher das kulturelle Erbe Westafrikas sein, das dieses Verhalten bewirkt hat? Die These der beiden Herskovits ist zwar immer wieder anzutreffen, in der Forschung jedoch nicht mehr zu halten. Erstens stammten – entgegen ihrer Annahme – die in die Karibik verschleppten Sklaven nicht ausschließlich aus Westafrika, sondern viele waren aus dem Inland an die Küste gebracht worden, wo Polygamie und Matrifokalität nicht so weit verbreitet sind. Zweitens wurden matrifikale Strukturen sowohl bei mehrheitlich aus nicht-matrifokalen Kulturen stammenden Afrikanern als auch bei anderen Bevölkerungsgruppen in der Neuen Welt, vor allem bei den indianisch-europäischen Mestizen, angetroffen.³⁷

35 Ortmayr, Familie (Anm. 10), S. 32f.

36 Ebenda. Ders., Partielle Institutionalisierung (Anm. 16).

37 Morrissey, Slave Women (Anm. 20), S. 85-88; Gautier, Sœurs (Anm. 20), S. 17f.; Ortmayr, Familie (Anm. 10), S. 32f. Zu der mestizischen Bevölkerung, auf die der zuletzt angeführte Erklärungsansatz der geringeren religiösen Verankerung der Ehe ebenfalls angewandt werden kann, vgl. N. Ortmayr, Matrimonio, Estado y Sociedad en Guatemala (siglo XIX y XX), in: Centro de Estudios Urbanos y Regionales (Hrsg.), Territorio y Sociedad en Guatemala, Guatemala Ciudad 1991, S. 58ff., und B. Potthast-Jutkeit, Haushalts- und Familienstrukturen in Lateinamerika: Die Folgen von kolonialer Herrschaft und ethnischer Vermischung, in: F. Edelmayer/B. Hausberger/M. Weinzierl

Bleibe noch die von Verena Martínez-Alier (Stolcke) angeführte soziale Ungleichheit, doch läßt sich hier ein ähnliches Gegenargument anführen, daß es nämlich solche Strukturen ebenfalls in anderen Gesellschaften gibt, die sich nicht durch Heiratsbeschränkungen und große soziale Ungleichheit basierend auf ethnisch-rassischen Kriterien auszeichnen, wie z.B. Paraguay. Ferner kann man dieses Phänomen eigentlich nur auf die spanische Karibik anwenden. Nur dort ist es zu einer nennenswerten Vermischung und Konkubinatsbeziehungen zwischen Weißen und Schwarzen gekommen, nicht hingegen in der britischen Karibik, in der die beiden Gruppen sehr viel stärker voneinander getrennt lebten und die Vermischung im allgemeinen über flüchtige Beziehungen nicht hinausging.³⁸

Was bleibt also noch an speziellen Charakteristika der Sklavenfamilie, wenn sich viele Züge auch bei anderen Bevölkerungsgruppen finden? Erstens die Erkenntnis, daß auch Sklaven versuchten, ihnen vertraute und gemäßige Familienstrukturen unter schwierigsten Bedingungen aufrecht zu erhalten. Die Möglichkeiten – und der Wille – der Sklavenalter, dies zu verhindern, wurden dagegen offenbar überschätzt.³⁹ Wie die Forschung auch für andere Felder konstatiert hat, ist die Familie in vieler Hinsicht nicht nur der „missing link“ zwischen Individuum und Gesellschaft,⁴⁰ sondern auch ein aktiver Part innerhalb dieses Wechselverhältnisses. Aus dieser Perspektive stellt die Sklavenfamilie nicht nur eine Form von Widerstand gegen, sondern auch eine Anpassung an bzw. Reaktion auf das Sklavereisystem dar.⁴¹ Wenn aber die Sklavenfamilie eine aktive Rolle bei der Gestaltung der Lebensverhältnisse spielte, sollte uns dies dazu veranlassen, das System einmal aus einer

(Hrsg.), Die beiden Amerika. Die Neue Welt unter kolonialer Herrschaft (Historische Sozialkunde Bd. 7), Wien 1996, S. 177-192, sowie dies., The Ass (Anm. 16) und Moral pública (Anm. 16).

- 38 Allerdings ist ethnische Vermischung durchaus ein Faktor, der Matrifokalität fördert. Vgl. hierzu B. Potthast-Jutkeit, Haushalts- und Familienstrukturen“ (Anm. 37), detaillierter dies., Die Entstehung des 'mestizischen Familienmodells': Das Beispiel Paraguay, in: dies. (Hrsg.), Kolonialismus und Familie (im Druck).
- 39 D. Castañeda, The Female Slave in Cuba during the first half of the Nineteenth Century, in: V. Shepherd u.a., Engendering History (Anm. 29), die noch sehr stark diesen Aspekt betont und eine Reihe von Beispielen bringt, in denen dann aber gerade Familienmitglieder, z.T. von anderen Plantagen, dagegen klagten. Selbst wenn diese Intervention oft nicht erfolgreich war, zeigt die Tatsache als solche die Bedeutung der Familie und ihren auch über die Plantagengrenzen hinaus bestehenden Zusammenhalt.
- 40 Vgl. T. Hareven, The history of the family and the complexity of social change, in: American Historical Review 96 (1991), S. 95-124, sowie dies., What Difference Does It Make?, in: Social Science History, 20 (1996) 3, S. 317-344.
- 41 Fog Olwig, Finding a Place (Anm. 17), 356, faßt dies folgendermaßen zusammen: „It involved response, in that it helped the slaves reproduce themselves, thus providing a labor force for the plantation. In involved resistance, because in the act of reproducing themselves, the slaves created their own social system that provided them with an autonomy and a self-reliance that made it possible for them to resist many of the planters' attempts at subjugation.“

anderen Perspektive zu betrachten und die Sklaven nicht nur in einer passiven Opferrolle zu sehen. Sicherlich geht die These, die Gründung von Familien seitens der Sklaven sei als eine Form des Widerstandes anzusehen, etwas zu weit,⁴² doch ist Michael Craton zuzustimmen, wenn er seine Untersuchungen zur Sklavenfamilie folgendermaßen zusammenfaßt: „*In this light, we evaluate slavery not by the manner in which it controlled and shaped slaves' destinies, but by the degree to which it allowed slaves to make lives of their own.*”⁴³

42 Vgl. Morrissey, *Slave Women* (Anm. 20), 14, S. 96-98.

43 Craton, *Changing Patterns* (Anm. 2), S. 35.